

der aber nur im Federseeried dank den günstigen Bedingungen erhalten geblieben ist. Uebrigens sind auch anderwärts schon Spuren solcher Dorfzäune gefunden worden. Ja auch unsre mittelalterlichen Dörfer waren mit einem Zaun, dem Etter, umgeben. Und doch redet man in keinem dieser Fälle von Burgen.

Gegen die Erklärung als Festung spricht auch die Tatsache der doppelten Umzäunung gerade auf der von Natur geschützten Wasserseite. Ein „Graben“ dürfte in dem stets rasch nachquellenden Faulschlamm kaum Bestand gehabt haben. Für die Einzelposten entlang der Innenpalisade, die einen Wehrgang getragen haben sollen, lassen sich wohl leicht andere Erklärungen finden. Zudem hätte ein Gegner auch bei besetztem inneren Wehrgang sich im Schutz der äußeren Palisade ungefährdet, sogar ungesehen, nähern können.

Ich kann die Palisaden als Zeugen von Kampf einer alteingesessenen Hirtenbevölkerung mit neuankommenden Bauern, welche Auffassung auch durch eine vom Forschungsinstitut herausgegebene Künstlerpostkarte verbreitet wird, nicht anerkennen, sondern sehe in ihnen eine Anlage, die in der Hauptsache friedlichen wirtschaftlichen Zwecken diene. Sollten sie auch einmal bei einer Stammesfehde eine Rolle gespielt haben, so machten sie das Bauerndorf doch noch lange nicht zu einer Burg und Festung. Wenn uns mehr Siedlungen erhalten wären, würde uns wohl auch die Rundform des Zaunes, die ganz naturgemäß ist, nicht weiter auffallen. Es ist mir übrigens schon von einer zweiten ganz entsprechenden Palisadenanlage im Federseeried Mitteilung zugegangen. Dennoch mag man unsre Moorsiedlung auch als Runddorf bezeichnen, aber „Wasserburg“ und „Moortfestung“ sind abzulehnen, wenn diese Namen auch weniger nüchtern sind.

Bei der weiteren Untersuchung des Moordorfes am alten Federseeufer wird man besonders an den Stellen, wo die Außen- und Innenpalisade sich vereinigen und an den Torlücken, die doch vorhanden sein müssen, weitere Aufschlüsse erwarten dürfen. Eine vollständige Freilegung sollte im Interesse späterer Forschungen unterbleiben.

Stuttgart.

Paret.

Zum vorgeschichtlichen Wohnbau.

1. Steinzeitliche Häuser der Dolmenkultur in der Bretagne.

Ueber den Wohnbau der Dolmenkultur sind wir, wenn man von den nur zu Rückschlüssen verwendbaren Grabbauten absieht, bisher so gut wie gar nicht unterrichtet. Es wird daher nicht unnütz sein, einen älteren, in einer französischen Vereinszeitschrift vergrabenen Fund neu ans Licht zu ziehen, der mir für die Frage wichtig und nur nicht richtig gedeutet zu sein scheint.

Im Bulletin de la société polymathique du Morbihan von 1883, S. 36 ff. (mit 3 Tafeln) berichtet J. Miln über eine i. J. 1878 stattgehabte Ausgrabung bei Carnac, durch die drei einander sehr ähnliche Bauwerke zu Tage gefördert wurden (Abb. 1 a—c).

1. Der Mané-Pochat-en-Uieu (a) ist ein unregelmäßiges Mauerviereck von $12\frac{1}{2}$ bis $16\frac{1}{2}$ m Breite und 35 m Länge mit abgerundeten Ecken. Die Mauer ist durchschnittlich 0,70 m hoch und ebenso dick und besteht aus teils wagenrecht geschichteten, teils aufrecht stehenden Steinen („Menhirs“¹⁾). Den Zu-

¹⁾ Die pfeilerartig gestellten senkrechten Steine sollten wohl zur Festigung der Mauer dienen. Ähnliches begegnet auch in den spätsteinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Megalithbauten auf Malta, Gozo und den Balearen, die ich für ehemals völlig überwölbt, also für zu Gruppen vereinigte Ovalhäuser und nicht mit Schuchhardt und Meringer für „Hofhäuser“ halten möchte. Ob sie

gang zum Innern vermittelt eine 1,70 m breite Tür, die die östliche Schmalwand unmittelbar an der NW-Ecke durchbricht. Der Innenraum war bis zur Höhe der Mauern mit hergebrachter Erde aufgefüllt. In der Längsachse liegt nach der W-Wand zu ein großer Herd von 4 m Durchmesser, aus großen rohen Steinen, die rot verbrannt waren, etwa 0,80 m hoch geschichtet und mit schwarzer Erde gefüllt. Ein zweiter kleinerer Herd von gleicher Höhe und 2 m Durchmesser liegt nahe der N-Wand, daran schließt sich nach Osten zu eine Schicht von Asche und verbrannter Erde.

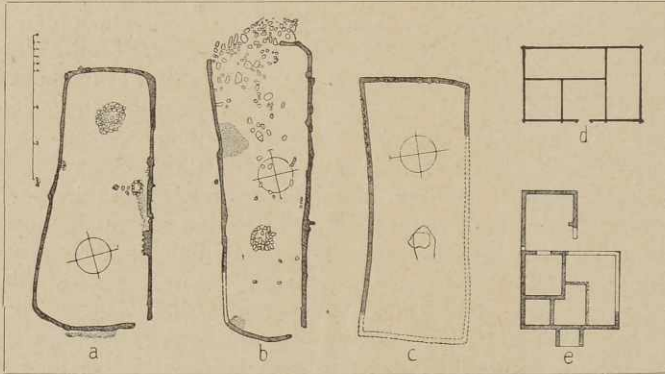


Abb. 1. Häuser bei Carnac (a—c), Buchau (d) und Stolac (e), Maßstab 1 : 1000.

2. Der Mané-Tyec (b) gleicht dem vorigen im Allgemeinen und ist nur etwas schmaler und länger ($11\frac{1}{2}$ —15 m \times 42 m). Seine nördliche Schmalwand ist von Steinräubern auseinander gerissen worden. Die Höhe der Trockenmauer beträgt durchschnittlich 0,50 m, nur einige darin stehende „Menhirs“ sind etwas höher (0,70 m). Die Ecken sind abgerundet, und die Tür ist an gleicher Stelle angeordnet wie beim Mané-Pochat. In der Längsachse, diesmal näher der Eingangswand, liegt wieder ein großer Herd von 3,5 m Durchmesser; seine Steine sind von Feuer gerötet. An Einzelfunden werden erwähnt eine Mühle, Steinwerkzeuge (Silex), Keramik, viel Holzkohle.

3. Der Mané-Clud-er-Yer (c) ist nur unvollständig bekannt. Seine Breite ist die übliche (15 m), die Längenausdehnung betrug mindestens 33 m, in dem erwähnten Grundriß habe ich sie etwas größer angenommen. Der Eingang wird entsprechend den beiden anderen Manés in der westlichen Schmalseite zu suchen sein, die nicht erhalten ist. Der in der Mittelachse gelegene Herd ist durch eine ältere Ausgrabung zerstört, doch fanden sich noch verbrannte Steine und Asche, die von ihm herrühren müssen.

Die drei Ruinen sind auf Höhen gelegen, in nächster Nachbarschaft von großen Grabanlagen (Dolmen). Sie gleichen einander bis ins Einzelne, nur die Orientierung ist jedesmal verschieden, also willkürlich. Die Zuweisung an einen bestimmten Kulturkreis gestatten die Einzelfunde in einwandfreier Weise: zahlreiche Steinwerkzeuge, z. T. poliert, ein Mühlstein, Farbenreiber, dagegen keine Bronze. Die reichliche Keramik stimmt mit der der Dolmen völlig über-

gleich als Grabbauten errichtet sind oder ursprünglich Wohnhäuser waren und erst nachträglich als Totenhäuser verwendet sind, tut hier nichts zur Sache. Vgl. A. Mayr, Abh. d. bayer. Akad., philos.-philol. Klasse XXI, 1901, S. 652, 711; C. Schuchhardt, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1914, S. 277 ff.; R. Meringer, Sitzungsber. d. Wiener Akad. CLXXXI 5, 1916, S. 37 ff. Der Vergleich mit den assyrischen Zelten scheint mir völlig problematisch, vgl. auch E. Herzfeld, Oriental. Literaturzeitung 1919, S. 249 ff. Ueber den unglücklichen Begriff des „Hofhauses“ s. Bonn. Jahrb. CXXVII, 1922, S. 163 f. Anm. 1.

ein. Es kann also kein Zweifel sein, diese Anlagen stammen von denselben Menschen, die auch die benachbarten Dolmen errichtet haben. Es ist nur die Frage, welchem Zwecke sie dienten.

Der Herausgeber (Miln) wollte in ihnen, wohl wegen der benachbarten Grabanlagen, umhagte Verbrennungsplätze sehen, doch sind nach seinem eigenen Zeugnis von menschlichen Knochen nicht die geringsten Spuren gefunden worden. Auf den Gedanken, daß es sich um Wohnbauten handeln könne, scheint er überhaupt nicht gekommen zu sein. Und doch scheint mir gerade diese Deutung die bei weitem wahrscheinlichste. Für Verbrennungsplätze dieser Art fehlt es m. W. ganz an Analogien, und mit irgendwelchen Kulturen, sei es für Tote oder Götter, wird man sie auch nicht in Beziehung bringen können, das verbietet schon der Mangel einer bestimmten Orientierung. So bleibt nur die Deutung als Wohnbau übrig, und ich sehe auch nicht, daß der Befund dem ernstliche Schwierigkeiten bereitet, es spricht im Gegenteil alles dafür. Zunächst die reichlichen Reste von Gebrauchsgeräten des täglichen Lebens, die schon erwähnt wurden, und vor allem die Herdanlagen. An ihrer auf den ersten Blick vielleicht ungewöhnlich erscheinenden Größe ist kein Anstoß zu nehmen, denn auch in dem großen Megaron von Troja II beträgt der Durchmesser des runden Herdes etwa 4.00 m, in Tiryns etwa 3.25 m, im Hilani K in Sendschirli 2.30 m, und im Hilani J ebenda mißt der rechteckige Herd 2.5×3.2 m.²⁾ Das ist auch nötig, wenn man einen Ochsen am Spieß braten will. Und wenn schließlich Dolmen überall in der Nähe liegen, so ist auch das ganz in der Ordnung, gerade nicht weit von den Gräbern wird man die Wohnungen der Lebenden suchen müssen.

Was die Bedachung betrifft, so wird man am ehesten an ein steiles Walmdach mit Stroheckung denken dürfen, das unmittelbar auf der niedrigen Steinmauer aufsaß, die gar keine eigentliche Wand, sondern nur das Fundament für ein riesiges Dachhaus darstellt. Das ist dieselbe Bauweise, wie sie noch für die kaiserzeitlichen Hallenhäuser Skandinaviens ebenso anzunehmen ist wie für die in den Hüttengrabsteinen nachgebildeten Häuser der Mediomatriker, und wie sie beispielsweise auf den Hebriden bei Wohnhäusern und in der Lüneburger Heide bei Schafställen heute noch zu sehen ist.³⁾ Die lichte Weite des steinzeitlichen Bretagnehauses ist allerdings so beträchtlich, daß man im Innern gern noch Stützen annehmen wird, in zwei oder mehreren Reihen angeordnet, etwa wie bei dem frühmittelalterlichen Hallenhaus in der Hunneschans am Uddeler Meer, das auch in der Größe (15×27 m) und den abgerundeten Ecken eine gute Parallele bietet.⁴⁾ Daß solche Innenstützen nicht gefunden sind, spricht nicht gegen ihr ehemaliges Vorhandensein, denn es ist weder danach gesucht worden — man dachte ja gar nicht an einen überdeckten Raum —, noch wird der Begriff des Pfostenloches dem Leiter der Ausgrabung überhaupt bekannt gewesen sein. Man wende auch nicht ein, daß ein so bedeutendes technisches Können, wie es der Bau derartig großräumiger Häuser bedingt, für die Steinzeitleute nicht vorausgesetzt werden dürfe. Was „Primitive“ in dieser Beziehung zu leisten vermögen, zeigen ja die Hallenbauten der Malaien, die noch weit bedeutendere Abmessungen erreichen. Und daß es gerade im Kreise

²⁾ Troja II: Dörpfeld, Troja und Ilion S. 86. — Tiryns: Schliemann, Tiryns Taf. 2. — Sendschirli: Ausgr. in Sendsch. 248 u. 256.

³⁾ Die skandinavischen Hallenhäuser am bequemsten bei W. Schulz-Minden, Das germanische Haus, 1913, S. 6 ff. — Hüttengrabsteine: F. Behn, Prähist. Zeitschr. XI/XII, 1919/20, S. 95, Abb. 21 (obere Reihe und unten links). — Hebriden: Montelius, Kulturgesch. Schwedens, 1906, S. 189, Abb. 314. — Lüneburger Heide: W. Lindner, Das niedersächs. Bauernhaus, 1912, S. 132, Abb. 225.

⁴⁾ Holwerda, Oudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuseum van Oudheden Leiden III, 1909, S. 1 ff.

der Megalithkultur an großzügiger Baugesinnung nicht fehlte, dafür sind die riesigen Grabbauten das beste Zeugnis. Sie setzen ja letzten Endes immer Holzbauten voraus, sind nicht ursprünglich in Stein erdacht worden, Stonehenge ebensowenig wie die Steinzäune der Stupas von Santschi, Barhut usw. Natürlich wird es sich bei den Ruinen von Carnac nicht um gewöhnliche Wohnhäuser handeln, sondern um Versammlungshallen. Ob dabei an Gemeindehäuser in der Art der malaiischen zu denken ist oder an Festhallen von Fürsten, wie die frühgermanischen Königshallen, das läßt sich bei dem Mangel jeglicher Kenntnis von den gesellschaftlichen Zuständen der Dolmenerbauer nicht einmal vermuten.

2. Das Hallstatthaus von Buchau.

Im Jahre 1921 wurde bei Buchau in Oberschwaben (etwa 45 km nördlich vom Bodensee) eine Gebäudegruppe ausgegraben, die nach der reichlich gefundenen Keramik der ersten, sogen. Urnenfelderstufe der Hallstattkultur (um 1100—800) angehört. Der Fund wurde zuerst veröffentlicht von H. Reinert in den Fundberichten aus Schwaben N. F. I, 1922, S. 36 ff., scheint mir aber im entscheidenden Punkte nicht richtig verstanden und deshalb auch in seiner Bedeutung für die Geschichte des deutschen Wohnbaus nicht genügend gewürdigt worden zu sein.

Bisher wurden hart an der Innenseite eines 1 m starken Pfahlmauerringes von durchschnittlich 100 m Durchmesser — wie weit die Bezeichnungen Wasserburg und Moorfestung zu Recht bestehen, soll hier nicht erörtert werden — drei Gebäude aufgedeckt, zwei langgestreckte, scheinbar einzellige Wirtschaftsgebäude (Schuppen oder Ställe) und ein mehrzelliges Wohnhaus (vgl. den Uebersichtsplan S. 103 Abb. 1). Dieses letztere ist es, das unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Es ist ein rechteckiger Bau von etwa 9×14 m Außenmaßen, der ebenso wie die beiden Schuppen und wie die gleichfalls hallstattzeitliche Grabkammer von Villingen im Blockbau errichtet war. Erhalten hat sich in dem moorigen Boden durchweg die unterste Balkenschicht, zwar auch nicht ganz vollständig, doch reicht der Befund hin, um den Grundriß im allgemeinen klarzustellen. Da eine genaue Aufnahme bisher nicht vorliegt, so muß hier eine Vergrößerung nach dem kleinen Uebersichtsplanchen genügen (Abb. 1 d). Danach trat man durch die 1.40 m breite Haustür, die durch ein kleines Vordach geschützt gewesen zu sein scheint, zunächst in einen Mittelraum (5.20×5.80 m), um den an drei Seiten die eigentlichen Wohnräume angeordnet sind. Die Lage der Türen ist im Einzelnen nicht mehr festzustellen.

Den Aufbau denkt sich der Herausgeber so, daß nur diese hufeisenförmig um den Mittelraum gelagerten Räume, die durch einen Holzbelag ausgezeichnet sind, überdacht gewesen seien, den Mittelraum jedoch, dem dieser Holzbelag fehlt, sieht er als Hof an. Das scheint mir indessen kaum möglich. Denn einmal widerspricht dem der Umstand, daß die Außenwand dieses Raumes genau so gebaut ist wie die übrigen Wände des Hauses, nämlich als Blockwand. Das ist für die Umhegung eines Hofes, also einen Zaun, ganz unwahrscheinlich, wenigstens kann ich mich nicht erinnern, jemals Derartiges gesehen zu haben. Auch pflegt ein Hofzaun an eine Hausecke angelehnt, nicht aber in eine Hauswand eingebunden zu sein. Die Ansicht der Ausgrabung (a. a. O. S. 41, Abb. 10) scheint mir deutlich zu zeigen, daß zum mindesten der Balken rechts der Eingangstür durchläuft und mit dem untersten Balken der Südwand des rechts anstoßenden Raumes aus einem Stück ist. Das spricht alles gegen einen Hofzaun und vielmehr für eine regelrechte Hauswand. Vor allem aber sind die Maße für den Hof eines Bauernhauses viel zu gering, da ist ja kaum Platz für den Misthaufen, geschweige denn für Wagen oder Karren und sonstiges

Gerät. Dazu kommt schließlich die geringe Weite der Tür (1.40 m), die woni einer Haustür, nicht aber einem Hoftor entspricht. Ich möchte also in dem Mittelraum die Diele oder den Flur des Hauses sehen, der hier ebensowenig einen Holzboden zu haben brauchte wie noch heute in russischen Bauernhäusern. Ueber dem einzigen Erdgeschoß wird man sich dann am ehesten ein steiles Walmdach zu denken haben, wie es beispielsweise die Hausurne von Aschersleben zeigt, die gleichfalls den Eingang in der einen Breitseite hat.⁵⁾

Für die Geschichte des deutschen Wohnbaues ist nun das Haus von Buchau insofern von Bedeutung, als die Auffassung O. Lauffers eine starke Stütze erhält, nach der die Germanen den Typus des mehrzelligen oberdeutschen Hauses bei den keltischen Vorbesitzern des Landes schon vorgefunden und von ihnen nur übernommen hätten.⁶⁾ Aber auch die Kelten können nicht diejenigen gewesen sein, die den Haustypus ausgebildet haben, denn die Urnenfelderleute von Buchau sind, darin scheint Uebereinstimmung zu herrschen, sicher noch keine Kelten gewesen. Bevor diese, von Westen her vordringend, das Land in Besitz nahmen, muß schon eine illyrische Bevölkerung hier gesessen haben, wie die Bezeichnung des Bodensees als lacus Venetus unzweideutig verrät. Daher dürfte es kein Zufall sein, wenn noch in römischer Zeit gerade in illyrischem Gebiet ein Hausgrundriß erscheint, der dem von Buchau aufs engste verwandt ist. Bei Stolac in der Hercegowina hat Truhelka vor mehreren Jahrzehnten ein Haus des I. Jahrh. n. Chr. aufgedeckt, das er in den Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien I, 1893, S. 290, Abb. 46, veröffentlichte (danach hier Abb. 1e). Die vollkommene Uebereinstimmung in der Grundrißanlage fällt ohne weiteres ins Auge. Auch hier tritt man durch die in der Mitte der einen Breitseite gelegene und durch ein Vordach geschützte Tür zunächst in einen gepflasterten Mittelraum, den Hausflur, um den dann die z. T. mit Gußestrich versehenen Wohnräume sich lagern.⁷⁾ Gebaut ist das Haus zwar in römischer Technik, aber die Grundrißgestaltung ist aus römischer Tradition keinesfalls zu erklären und also wohl einheimisch-illyrisch. Wichtig ist der Bau auch noch insofern, als hier durch das Einspringen des einen Eckraumes in den Hausflur deutlich wird, wie die Mehrzelligkeit des Hauses durch Innenteilung erreicht ist und nicht durch Addition wie bei den Megaronhäusern in Priene, wie ferner beim römischen Atrium in seiner mehrzelligen Ausbildung oder auch bei den Seitenschiffen des niedersächsischen Bauernhauses. Das zunächst Gegebene ist bei diesem Haustypus ein oblonger Viereckbau mit dem Eingang in der Mitte einer Breitseite, wie ihn auch die schon erwähnte Hausurne von

⁵⁾ Bequem bei C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 1919, S. 29, 12.

⁶⁾ O. Lauffer, *Das deutsche Haus*, 1919, S. 33. — Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß die oft zweizelligen Häuser der jüngeren Bronzezeit, die Kieckebusch bei Buch und Langenfelde in der Mark aufgedeckt hat (*Prähist. Zeitschr.* II, 1910, S. 371 ff.; III, 1911, S. 287 ff.) möglicherweise auch schon Germanen gehörten. Bei ihnen ist der kleinere Raum — rein entwicklungsgeschichtlich betrachtet — zweifellos durch Schließung der vor der einen Schmalseite befindlichen Vorhalle entstanden, und wenn Kieckebusch hier die Zweizelligkeit in den meisten Fällen — wohl mit Recht — durch Innenteilung erreicht glaubt, so wird das eben nur für die letzte Stufe der Entwicklung zu gelten haben, die doch eine ältere Stufe mit geschlossener Vorhalle voraussetzt. Wie sich aus einem schmalstirnigen Hause mit zunächst offener, dann geschlossener Vorhalle ein zweizelliges Haus mit dem Eingang in einer Längsseite entwickeln kann, zeigen die steinzeitlichen Häuser des älteren Pfahlbaudorfes und des jüngeren Moorbau-dorfes von Riedschachen mit voller Deutlichkeit (vergl. Reinert a. a. O. S. 29 ff. und 34 ff.).

⁷⁾ Wenn Truhelka diesen Hausflur als „impluvium“ bezeichnet und damit wohl einen Hof meint, so sind dagegen ähnliche Bedenken geltend zu machen, wie bei dem Hause von Buchau.

Aschersleben zeigt. Im Innern sind dann an drei Seiten Kammern mit eigener Decke wie Zigarrenkästen eingebaut, sodaß an der vierten, der Eingangsseite, ein nach oben gegen den Dachstuhl offener Hausflur übrig bleibt. Dasselbe Prinzip der Innenteilung findet sich noch heute bei einfacheren, nur zweizelligen Bauernhäusern in Bosnien, wie es sie neben den entwickelteren Häusern vom Typus Buchau und Stolac natürlich immer gegeben haben wird.⁸⁾

Bonn a. Rh.

F. Oelmann.

Ein Haus und Grab der jüngeren Steinzeit bei Haldorf. Kr. Melsungen. Reg. Bez. Cassel.

Wenige Kilometer oberhalb des Zusammenflusses der Eder mit der Fulda liegen etwa 300 m von der Eder an ihrem linken Ufer auf der Höhe des Amselberges¹⁾ drei Grabhügel in der Gemarkung Haldorf. Die beiden westlichen sind mit dichten Tannen bestanden, und der eine davon ist schon früher einmal durch einen Mittelschacht untersucht worden, ohne daß über das Ergebnis irgend etwas bekannt geworden wäre. Sie liegen im Waldstück Schminke-Dissen. Der östliche Hügel der Gruppe liegt im Walde Werner-Haldorf in einer Lichtung hart östlich des Fahrweges, der vom Amselhof nach Norden, nach Haldorf und Grifte zu führt, etwa 450 m von dem genannten Gehöft entfernt. Der Weg, an dem die Hügel liegen, deckt sich mit der mittelalterlichen und augenscheinlich vorgeschichtlichen Straße, die aus der Casseler Gegend an Grifte vorbei über Haldorf nach Süden führt, wo sie an der Altenburg die Eder überschreitet.

Dieser Grabhügel wurde von dem Unterzeichneten im Auftrage des Hessischen Landesmuseums in Cassel, teilweise in Gegenwart der Herren Böhlau und Lange, vom 23. bis 25. März und am 12. und 13. April d. J. untersucht in Anschluß an die Ausgrabung eines benachbarten hallstätischen Brandgräberfeldes in der Gemarkung Wolfershausen.

Der Amselberg ist eine sandige Höhe inmitten eines fruchtbaren Lößgebietes, das schon an seinem Südhang, 100 bis 200 m von unseren Hügeln entfernt, fruchtbares Ackerland darbietet. Hier zieht sich beim Amselhofe eine wasserreiche Mulde zur Eder hinunter, um deren oberes Ende sich die genannte Ansiedelung aus der älteren Eisenzeit herumzieht. Oberhalb dieses Tälchens erhebt sich das Gelände zu dem vulkanischen, 305 m hohen Lotterberg, der ebenfalls Spuren vorgeschichtlicher Besiedelung aufweist. Zwischen den beiden westlichen und unserem Grabhügel liegen im Walde einige umfangreiche flache Vertiefungen, offenbar alte Wasserstellen, die heute noch als die Teiche bezeichnet werden, und der Volksmund weiß, daß es dort nicht ganz geheuer ist.

Der untersuchte Hügel war 85 cm hoch und hatte einen Durchmesser von 13,5 m in West-Ost- und von 16 m in Nord-Süd-Richtung. Der Hügel war in seinem oberen Teile ganz aus Sand aufgebaut. In 75 bis 80 cm Tiefe, also wenig über dem Niveau des Waldbodens, wurde der Boden steinig, zeigte häufiger Spuren von Holzkohle und Streuscherben von ganz grobem, kiesigen, im Kern grauschwarzen, außen gelbrotten Ton. Auch einzelne Brocken von Hüttenlehm begegneten.

⁸⁾ Meringer, Wissensch. Mitt. aus Bosnien VII, 1900, S. 253, wo er seine frühere Auffassung berichtigt, nach der das „Küchenstubenhaus“ durch Addition (Herd- oder Küchenraum + Bad- oder Ofenstube) entstanden sei. Daß das indessen erst eine sekundäre Entwicklung ist, die ihrerseits doch wieder das schmalstirnige Vorhallenhaus voraussetzt, wurde schon oben angedeutet. Eine ausführlichere Darlegung dieser Dinge muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

¹⁾ Ueber die historische Bedeutung des Amselberges: Eisentraut, Hessenland 33 (1919) S. 92 ff.